Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 123. Bromberg, den 4. August 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(14. Fortsetzung.)

Eine Pause entstand, der Aktuar schrieb und der Richter, betroffen von dem schmerzvollen Ton Diethelms, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen inneren Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße, es deuchte ihn, als schände er seine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dies dem Protokolle anvertraute; er hatte so sorglich seine Hausehre gewahrt und jetzt hatte er sie preisgegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war schon seit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum erstenmal, wie das Verbrechen keinen reinen Fleck an dem Menschen läßt, wie es alles mit sich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als stände seine Frau vor ihm und er könne sie nicht anschauen. Hätte er erst gewußt, daß er sie auf demselben Stuhle verriet, auf dem sie ihm zuliebe ihr Gewissen geopfert!

„Das tut mir am wehesten, daß ich das hab sagen müssen," rief er endlich mit tiefschmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelms zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen. Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war diesen Vormittag auch wieder im Verhör gewesen und im Schmerz um den Tod seines Sohnes, den er rächen zu müssen glaubte, hatte er sich kein Gewissen daraus gemacht, seinen Aussagen eine noch entschiedenere Fassung zu geben, und daß Medard geradezu die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandstiftung festgesetzt habe, wenn es ihm gelänge, seine Frau aus dem Hause zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geständnis zu überrumpeln, wenn man ihm bestimmte Tatsachen vorhielt, und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald, was vorging, und war wiederum schnell gewaffnet und berief sich in den meisten Antworten einfach auf seine gestrigen Aussagen.

Nicht mehr stolz, innerlich geknickt, saß Diethelm in seinem Gefängnis; er merkte wohl, daß sich ein Punkt aufgetan, von dem er in den Grund gestürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen seinem Vater beistand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirt zu verschaffen; aber der junge Kübler war dessen eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und sogar gedroht hatte, ihn zu verraten, er blieb trotz aller Schmeichelworte unerbittlich und Diethelm, dessen Furcht vor einem Mitwisser noch größer war als die vor dem Gericht, fand sich endlich drein, alles geschehen zu lassen, wie es sich von selbst machte, ja, es gab Zeiten, in denen er so zerknirscht war, daß er die Entdeckung wünschte, nur um dieser schwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirscht er aber auch in der Einsamkeit des Gefängnisses war, so kampfgerüstet und fest erschien er jedesmal vor dem Richter; schon die Stimme desselben erweckte ihn zu Mut und Trotz, und bald zeigte sich, daß die ursächlichen Verbindungen zwischen allem Geschehenen nur ihm klar waren, den anderen zerfiel alles zusammenhanglos.

Dies stellte sich besonders heraus, daß der Amtsverweser die Fortführung der Untersuchung dem neu bestallten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer, in Kriminalsachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde; aber gerade das Gegenteil war eingetreten: dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich gesehen hatte, fühlte sich Diethelm doppelt stark und bei manchen Fragen zeigte Diethelm sein Übergewicht, indem er sagte: das hab ich im Protokoll von dem und dem Datum schon angegeben; seine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weise zu statten. Diethelm dachte gar nichts mehr als sein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, sprudelte er die Worte so sicher hervor, als stünden sie vor ihm geschrieben.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Post lebte Fränz mit ihrer Mutter still und einsam. Frühmorgens gingen sie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer so zerknirscht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängnis, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie sich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Bescheid, nahm bisweilen auch Geschenke an, ließ sich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und so waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geschieden. Von dem einzigen Ausgange abgesehen, lebten sie selber wie in Gefangenschaft, die Mutter saß in der Mitte der Stube und spann, obgleich sie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgestorben seien. Sie hatte nicht Lust, bei der Arbeit manchmal hinauszusehen nach den Vorübergehenden, sie kannte niemand und wollte niemand kennen und oft, wenn sie eine volle Spindel abstellte, klagte sie über die schöne Aussteuer der Fränz und über die Tausende von selbstgesponnenen Spindeln, die da mit verbrannt seien. Fränz saß am Fenster und stickte für den Vater sehr bunte Pantoffeln, sie hatte das in der Hauptstadt trefflich gelernt; oft schaute sie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit steter Wiederholung:

„Wir haben gar nichts zu spötteln über andere Menschen, wir müssen froh sein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weist." Nun verschwieg Fränz meistens ihre Bemerkungen, sie hatte, wie sie glaubte, die unsäglichste Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerstreuung wollte und so gewiß als das Tischgebet jedesmal, wenn man sich zum Essen setzte, sagte:

„Ach Gott, jetzt muß der Vater allein essen, ich weiß, daß ihm kein Bissen schmeckt, er hat nie was allein essen mögen, ohne dabei zu reden, und wenn er heim kommen ist und ich ihm Essen hingestellt hab', hab' ich mich immer zu ihm setzen müssen und beim Tisch hab' ich nie aufstehen dürfen, und wenn was gefehlt hat, hat er immer gesagt: Lieber kein Salz auf dem Tisch, als daß du mir fehlst. Ach Gott! Wir haben doch so gut miteinander gelebt, und wenn's auch manchmal ein bißle uneben gangen ist, es gibt doch kein' bessere Ehe auf der Welt und alle Adern hätt' sich eins fürs andere aufschneiden lassen."

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Essen nicht kalt werden zu lassen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schicksal des Vaters, aber sie konnte diese immerwährende Trauer nicht aushalten und sehnte sich nach Zerstreuung, sie wollte von keinem Zweifel mehr wissen, daß dem Vater etwas geschehen könne, und sprach oft davon, daß sie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei sei, müsse er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören und Fränz suchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müsse, wenn man in einem Hause wohne, wo früher ein Mensch verbrannt sei.

„Wo nur der Patzauf hin ist?“ fragte Martha ablenkend und Fränz erwiderte:

„Ihr könnet Euch darauf verlassen, der ist mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt gewesen ist.“

„Hast du den Munde in der Hauptstadt nicht gesehen?“ fragte die Mutter wieder.

„Freilich“, erzählte Fränz, „er ist, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenkranz kommen, er tut noch immer so narret mit mir.“

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann bestimmt habe, aber Fränz wehrte sich dagegen, daß sie das „Opferlamm“ sein solle; wenn sie einen Mann nehme, so nehme sie ihn für sich und für niemand anders. Sie ließ sich nicht dazu herbei zu erklären, was sie mit dem Opferlamm gemeint habe, sie behauptete, das sei nur Redensart, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den sie auf der ganzen Herreise gehabt, daß ihr Vater doch schuldig sei und daß es nur gelte, sich hinauszureden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Mundes, obgleich er sie so klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öftere Begleitung die Verhältnisse des Vaters besser als irgend jemand, sie wußte, daß er tief in Verlegenheiten steckte, auch klagte ihr der Vater öfters; sie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war, als ihm der Kaufmann Gäbler sagte, daß er mit der Feuerschau käme, sie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechselte und dann wie besessen davonjagte, und jetzt war es ihr deutlich, warum der Vater so klagend davon sprach, daß er Armut nicht überleben würde, als die Deichsel gebrochen war; und als der Vater sie zum letztenmal in der Hauptstadt besucht, war er wieder voll Jammer und Klage gewesen. Darum glaubte Fränz schon auf dem Wege an die Schuld des Vaters, und als sie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne bestimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte sie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinsam Feuer angelegt und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menschen auf Erden hatte Diethelms einziges Kind allein eine gegründete Überzeugung von dessen Schuld und erklärte sich ihren Zusammenhang und Fränz allein war als durchaus unbeteiligt nie verhört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, sie sah sich schon verstoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demut gegen jedermann und empfing darum überall eine Behandlung voll Teilnahme und Rücksicht, die sie wieder mild stimmte. Als sie die Mutter sah, warf sie sich ihr mit Inbrunst entgegen, das war das einzige Herz auf der Welt, das sie nicht von sich stieß, und die in Trotz und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demütigen Milde gegen alle Menschen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als sie nun aber hörte, daß der Vater für unschuldig galt und daß es nur darauf ankam, diese Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenkelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Not wäre Fränz vielleicht eine Heldin an Duldung geworden; jetzt war sie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo alles darauf ankam, sich in seiner Rolle zu behaupten, und Fränz wurde wieder die hoffärtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelms; nur eine gewisse Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entschiedene Schicksal des Vaters entsprang, dazu eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerstimmung verhinderte, daß nicht mit einem Wort der leibhafte Nickel wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die sich in die Länge ziehende Gefangenschaft des Vaters leichter als die Mutter, weil sie ihn für schuldig hielt; von einem Morde an Medard ahnte sie nichts, und für einen Brandstifter gehalten worden zu sein, dachte sie, ist am Ende keine Schande, wenn man nur freigesprochen ist.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag gesagt: „Jetzt ist halb eins“, und wenn die Mutter fragte: „Warum?“ antwortete sie lächelnd: „Weil der Amtsverweser da über den Markt herkommt, er ist ein sauberes Bürschle, er speist unten an der Tafel.“ Die Mutter ermahnte sie, vom Fenster wegzugehen, sie müsse sich ja schämen, wenn er sie sähe; Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall sei, und bald bemerkte der Amtsverweser, welche Augen nach ihm schauten, und es entstand ein regelmäßiges und immer entschiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu sehen, den sie seit jenem schrecklichen Abend nicht mehr erblickt hatte, und von da an hatte Fränz gewonnen Spiel; sie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hilfe an der Frau Postmeisterin, bis die Mutter sich entschloß, mit ihr an der Tafel zu speisen. Martha gab endlich nach, besonders als ihr Fränz immer eindringlicher vorhielt, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweser bekannt sei, und wie man auch gesprächlich manches von ihm erfahren könne über den Stand der Untersuchung. Das leuchtete ein. Anfangs stand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, sie konnte keinen Bissen hinabbringen, wenn sie den „Herrn“ ansah, der ihr so schweres Herzeleid angetan und der ihren Mann auf zeitlebens ins Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als säße sie mit einem Henker am Tisch, und sie begriff gar nicht, wie er so ruhig Speise und Trank zum Mund führte, während er auf die Fragen seiner Tischnachbarn erzählte, daß heute der und jener eingebracht oder daß dieser oder jener ins Zuchthaus abgeführt worden sei. Martha sah dann oft nach seinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten. Nach solchen Tagen hatte Fränz immer einen schweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater schaden, wenn man jetzt zeige, daß man sich schäme, die Mutter verstand sich mit schwerem Herzen dazu und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tisch so peinvoll wurde; aber sie beredete sich, es sei nötig, daß sich die Mutter wieder an die Menschen gewöhne, und sie vermochte die Postmeisterin, sich mit an den Tisch zu setzen und die Mutter beständig im Gespräch zu unterhalten. Der Amtsverweser lehnte auch fortan jede bezügliche Frage seiner Nachbarn ab und man war fast heiter. Die Mutter lebte sichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnstube der Postmeisterin bald mit dem Amtsverweser bekannt geworden und dieser teilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, frohe Kunde über den Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, sondern grundmäßig gut, man sähe es ihm ja an den Augen an; sie segnete ihm jeden Bissen und jeden Trunk, den er zum Mund führte. Von nun an kam der Amtsverweser jeden Tag später als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank seinen Kaffee und rauchte seine Zigarre in der Wohnstube der Postmeisterin und unterhielt sich eifrig mit Fränz, die redegewandt und schelmisch war und der die verhüllende Trauer noch einen besonderen Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewissen gefallsamen Annäherung zwischen Fränz und dem Amtsverweser, denn beide hüteten sich in Betracht der Umstände vor jeder ausgesprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Untersuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweise vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweser darob von dem neubestallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel und der Richter versuchte nun selbst, den rechten Haken zu finden.

In der Wohnstube der Postmeisterin war große Trauer, als der Amtsverweser seine Versetzung nach einem vielbesuchten Badeort ankündigte. Als er bald Abschied nahm, reichte ihm Fränz mit einem vielsagenden Blick die Hand; der Amtsverweser bot nun auch Martha die Abschiedshand, sie reichte sie und spürte dabei mächtig ein Jucken in der Hand, über das sie seit Wochen schon oft geklagt hatte.

Fränz war nun selbst damit einverstanden, daß man von der Gasttafel wegblieb, sie war ungewöhnlich viel still und sinnend; sie sang oft still vor sich hin und unterbrach sich dann plötzlich, wenn sie dachte, in welcher Lage sie war. Die Mutter ermahnte sie nun selbst oft, zur Wirtin hinabzugehen, während sie einsam spann.

Eines Tages kam Fränz atemlos in das Zimmer gestürzt.

„Mutter“, schrie sie, „Mutter, er ist da!“

„Wer? Um Gottes willen, der Vater?“

„Ja, der Vater,“ keuchte Fränz und wollte sich eben wieder umwenden, um dem Kommenden entgegenzugehen, als die Mutter mit einem Schrei vom Stuhl auf den Boden fiel. Sie beugte sich über sie, als Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit seiner klangvollen Stimme die Worte gesprochen: „Was ist der Mutter?“ als die Ohnmächtige die Augen aufschlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen dastand und gar nicht wußte, was er tun sollte; er fuhr seiner Frau mit der Hand über das Gesicht und sie faßte seine Hand und hielt sie fest an den Mund und konnte noch immer nicht sprechen.

„Martha, ich bin frei,“ sagte Diethelm, sie aufrichtend, „nimm dich zusammen und sei froh. Es ist ja alles wieder gut.“

Martha hielt immer noch seine Hand fest und das erste Wort, das sie sprach, war:

„Alles, was ich auf dem Leib trage, schenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch und ich will Gutes tun an der ganzen Welt. Komm, Diethelm, komm, weißt, was wir tun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirch' gehen, komm, Fränz, komm.“

„Du bist jetzt so schwach, laß es auf ein andermal.“

„Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht schwach, es hat mich

nur so angewandelt. Ich bitt' dich, folg' mir jetzt, ich will dir auch in allem folgen, was du willst."

Diethelm mußte willfahren und mit seiner Frau in die Kirche gehen. Es schauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat; er warf sich mit seiner Frau vor dem Altar nieder und bat Gott, ihn auf dieser Welt um seiner Frau und seines Kindes willen zu verschonen.

Als sie aus der Kirche traten, wo sich viele Menschen versammelt hatten, schenkte Martha sogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß sie den Mantel nur noch bis zur Post behalten möge. Diese Schenkung sowie der auffallende Kirchgang überhaupt verbreitete sich schnell und Diethelm hörte schon auf seinem Heimweg davon reden; viele Menschen, die er starr ansah, zogen den Hut vor ihm ab und er sah, daß er neue Ehre gewonnen habe, er war entschlossen, sie zu behaupten.

Als sie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünschenden sich entfernt hatten, saß Diethelm lange am Tisch, auf den er die Arme gestemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, schaute er zu ihr auf und große Tränen rollten über seine Backen. Zum erstenmal in ihrem Leben sah Martha ihren Diethelm weinen, sie schrie laut auf, er aber beruhigte sie und es war die volle Wahrheit, als er ihr sagte, daß diese Tränen ihn erfrischt und ihm hellen Mut gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm sah sie traurig an, da sie vom Heimkehren sprach, wo waren sie daheim? Er fragte nach seinen Rappen, und als er hörte, daß sie in Buchenberg stünden, blieb er fest dabei, erst morgen abzureisen; er schickte sogleich einen Boten nach seinen Pferden, das war das einzige, was ihm lebendig von seiner früheren Habe verblieben war, und mit ihnen wollte er stolz in Buchenberg einziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Frauen reisen.

Von Hella Hofmann.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn Englein auf die Reise gehen, dann lacht der Himmel!" sagt ein schönes Sprichwort. Wenn meine Tante Adele auf die Reise geht, dann regnet es regelmäßig, wodurch aber die Wahrheit des Sprichwortes nicht beeinträchtigt wird, denn es ist noch keinem Menschen eingefallen, meine Tante ein Englein zu nennen. Jedenfalls geht sie jetzt auf Erholung. Wenn ihr selbst auch nicht viel fehlt, so tut doch ihrem Gatten Erholung dringend not; und die hat er, wenn sie nicht bei ihm ist. Wenn die Frau ohne Gatten reist, ist sie voll Verantwortung. Sie hat keinen, der Schuld daran tragen kann, wenn ein Koffer vergessen wird, wenn es im Waggon zieht oder sonst etwas nicht stimmt. Der Gatte wieder steht mit gemischten Gefühlen am Bahnsteig und weiß noch nicht, daß morgen niemand anders als er selbst Schuld haben wird, wenn er seine Socken nicht findet, wie ja überhaupt die Schuld an allen Unannehmlichkeiten nur dazu da ist, um von einem Menschen auf den anderen geschoben zu werden.

Die alleinreisende Dame einfach als Typ hinzustellen, wäre verfehlt. Sie besteht sozusagen aus einigen Abarten, die eine grundverschieden von der anderen. Da ist einmal:

Die Hausmutter.

Sie macht immer ein etwas verwundertes Gesicht. Es kommt ihr ganz unfaßbar vor, daß sie wirklich verreist und ihre Familie im Stich läßt. Manchmal entdeckt sie während der Fahrt, daß sie gewohnheitsmäßig die Schlüssel zu sämtlichen Schränken mitgenommen hat und will die Notbremse ziehen. Sagt ihr jemand, daß das nur bei großer Gefahr erlaubt ist, so versteht sie nicht, daß es größere Gefahren gibt, als die, den Mann verhungern zu lassen, weil er keine Schlüssel hat. Dann wieder ist sie erstaunt, weil keiner da ist, der an ihr herumnörgelt und findet, daß das Gepäck schlecht verstaut ist. Im übrigen denkt sie bei allem Abschiedsschmerz doch daran, daß sie jetzt etwas für sich tun muß und ißt ununterbrochen. Sie ist gewohnt, Proviant für mehrere mitzunehmen, das hat sie auch heute getan und weil sonst niemand von der Familie da ist, muß sie alles allein essen, weshalb sie meistens mit verdorbenem Magen an ihrem Ziele ankommt.

Die Garçonne.

„Es" stand am geschlossenen Fenster eines Erste-Klasse-Abteils mit dem Rücken zur Türe. „Es" trug einen langen grauen Reisemantel, der ganz herrenmäßig geschnitten war und einen grauen Herrenhut. Die Mitreisenden, die „es" vom Korridor aus betrachteten, waren nicht ganz sicher: ist sie ein Mann oder ist er eine Frau. „Es" konnte ebensogut ein junger eleganter Herr wie eine junge, ganz moderne Dame sein. „Es" nahm aus der Brusttasche ein Lederetui und rauchte sich eine schmale Zigarre an. Die Neugierde der sie heimlich Beobachtenden erreichte ihren Siedepunkt. Wes Geschlechtes war das elegante Wesen? Da wurde es dem vielbeobachteten Passagier zu heiß. Vielleicht trug die siedende Neugierde, die es umgab, oder die Sonne daran Schuld. „Es" machte jedenfalls Anstalten das Fenster zu öffnen. Aber siehe da, es kam mit dem Lederriemen nicht zurecht. Es zog mit nervigen, langen Händen an dem Riemen, es stemmte sich dagegen, drückte, fluchte leise ... das Fenster wollte nicht aufgehen. Da sprach ein Beobachter: „Nun hat sie sich verraten. Es ist eine Frau, denn ein Eisenbahnfenster läßt sich nicht betrügen. Es ist eine alte Eigenart der Eisenbahnfenster: sie wollen sich von Frauenhänden weder öffnen noch schließen lassen. Ich reise seit Jahrzehnten, aber ich habe kaum zwei oder drei Frauen gefunden, die solch ein Fenster, das einem Manne spielend gehorcht, beherrschen können. Die Eisenbahn enthält inige Todfeinde für reisende Frauen: die Fenster und die Fahrpläne ... Man kann den Frauen alle Rechte der Männer zuerkennen, aber es wird immer nur wenige Auserwählte geben, die sich auf einem Eisenbahnfahrplan zurecht finden können und ein Fenster beherrschen." Als er das gesagt hatte, sprach gerade das geheimnisvolle Wesen zum Schaffner: „Wann komme ich denn nach X ... ich finde den Anschluß nämlich auf dem Fahrplan nicht ..."

Die Dame mit dem Spiegel.

Sie trägt ein todschickes, letztmodernes Reisekostüm und bringt Kultur hinaus in Gottes freie Natur. Ihr Parfüm wird immer stärker sein als der Duft der Blumen, der Wiesen, die sie aufsucht. Sie wird nie Landluft atmen, sondern immer Ozon, verbessert durch echt französischen Phantasieparfüm. Der Wald wird ihre Wangen nicht röten können, denn das hat bereits „Wangen-rouge", Marke so und so getan. Auch ihre Nervosität wird ihr die Natur nicht nehmen dürfen, weil es für eine moderne Frau unbedingt notwendig ist, nervös zu sein. Sie braucht also die Natur nicht, aber sie sucht sie trotzdem auf, weil es zur Kultur gehört, manchmal in Natur zu schwelgen. Sie unterhält sich mit den mitreisenden Herren leise über fremde Länder, über Eintänzer, Vergnügungslokale und die Theaterstücke der letzten Saison, wobei sie manchmal den Namen des Autors vergessen hat, nie aber die Toilette, die sie zur Premiere getragen hatte. Sie hat diese Gegend, wie sie erzählt, noch nie bereist und ist sehr neugierig, sie kennen zu lernen. Die Landschaft ist herrlich. Die Mitreisenden fühlen sich gleichsam verantwortlich für den lieben Gott, der auch dieses Stückchen Welt geschaffen hat. Sie hoffen, daß es vor den kritischen Augen der weitgereisten Dame bestehen wird. Wenn der schönste Teil der Aussicht kommt, werden die Abteile leer. Alles steht bei den Fenstern und blickt geblendet hinaus. Auch der Begleiter der Dame sieht auf die Berge und nennt ihre einzelnen Namen. So versunken sind alle in den Zauber der Landschaft, daß keiner auf die schöne Dame schaut. Die hat den Augenblick, der sie dem allgemeinen Interesse entrückte, erfaßt. Sie zieht rasch einen Spiegel hervor und betrachtet sich prüfend und begeistert. Dann, während sogar der dicke Herr, der seit zwei Stunden ununterbrochen gegessen hat, still und entrückt zum Fenster hinausstarrt, ergreift sie einige Stifte und verbessert die Farbenpracht ihres Gesichtes. Abermals hängt ihr Blick trunken im Spiegel, der ihr das eigene Antlitz weist und unnötigerweise vielleicht auch noch ein Stück der herrlichen Landschaft, die draußen vorbeifliegt... Eigentlich müßte einem der liebe Herrgott leid tun. Er hat sich soviel Mühe gegeben, als er die Welt erschuf und man muß immerhin gestehen, daß ihm manches ganz nett gelungen ist. Und doch hat er sich zuviel Arbeit gemacht. Für manche Menschen hätte er eben nur sie selbst erschaffen müssen und einen Spiegel dazu, in dem sie sich begeistert betrachten können. Alles andere war unnütze Arbeit ... Während die übrigen still und ergriffen vom Fenster zurückkehrten, sagt die Dame: „Ich freue mich, daß ich auch diese Gegend kennen gelernt habe. Wirklich ganz nett ... aber ich finde doch, daß man sie überschätzt ..."

Am Todestage Bachs.

Ein großer Mann und ein kleines Geschlecht.

Vor 175 Jahren ist Johann Sebastian Bach im Alter von 65 Jahren in Leipzig gestorben, wo er die letzten siebenundzwanzig Jahre seines Lebens als Organist und Kantor an der Thomasschule gewirkt hatte. Schon einige Jahre zuvor hatte die Sehkraft seiner Augen bedenklich nachgelassen und im Jahre 1750 zu einer fast völligen Erblindung geführt. Ein damals berühmter englischer

Augenarzt, in den man großes Vertrauen gesetzt, konnte ihm nicht helfen und eine zweimal vorgenommene Operation mißlang. So hat ihn also dasselbe Schicksal betroffen wie seinen großen Zeitgenossen Händel, dessen Erblindung jedoch einen viel größeren Lebenszeitraum einnimmt und sich auf fast neun Jhre erstreckt.

Mit tiefer Wehmut und erbitterten Herzens kann man nur an das denken, was folgte. Die Bestattung Bachs und Mozarts gehört zu den verschmiertesten Seiten der Musikgeschichte und bleibt ein Schandfleck, der für immer an seinen Zeitgenossen haftet. Am 31. Juli, frühmorgens, ist Bach zur letzten Ruhe bestattet worden. Kein Stein, kein Kreuz hat je angedeutet, wo er begraben liegt. Er, der einen Weltruhm über Jahrhunderte errungen hat, ist anonym gestorben. Der Hauptschuldige ist und bleibt der Magistrat der Stadt Leipzig. Während der Ruf, ja fast schon der Ruhm Bachs überall in Deutschland verbreitet war, nahm man in Leipzig von seinem Tode gar keine Notiz. Es wurde keine Leichenrede an seinem Grabe gehalten, die sein Schaffen und Wirken gewürdigt hätte, nicht einmal der Rektor der Thomasschule hat in seiner üblichen Jahresrede seiner gedacht! Auch die Presse kümmerte sich nicht um das Ableben des Thomaskantors, eine kleine dürftige Notiz ist alles, was man in den Zeitungen Leipzigs aus jener Zeit finden kann. Das ebenso blöde wie rücksichtslose Verhalten des Magistrats wird auch durch den Umstand gekennzeichnet, daß er schon lange Zeit vor Bachs Ableben, auf das man also gerechnet hatte, über seine Stelle verfügte; schon ein volles Jahr vorher hatte Graf Brühl einen seiner Günstlinge dem Leipziger Magistrat empfohlen, und am 29. Juli, also noch vor der Beerdigung Bachs, wurde in einer Sitzung über den Nachfolger verhandelt, denn „Herr Bach sei wohl ein großer Musikus, aber kein Schulmeister gewesen“. Für den Leipziger Magistrat war eben nur einer aus der Reihe der Thomas kantoren gestorben, der Bedeutung Bachs stand diese Körperschaft völlig ahnungslos gegenüber.

Und dann brach das Elend über die zurückgebliebene Familie herein. Bach hatte es zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht, er war ein guter Hausvater gewesen, und daß es nicht eben knapp bei ihm zuging, geht schon aus der großen Zahl der nachweislich hinterlassenen Spazierstöcke und Galanteriedegen hervor; auch werden zehn kleine Klaviere in seinem Nachlaß aufgezählt. Und dennoch: die Gattin Bachs ist als Almosenempfängerin einige Jahre später gestorben. Das jüngste Kind Bachs, die kleine Regina Susanna, wuchs in den ärmlichsten Verhältnissen heran und um 1800 wurde in den Zeitungen für sie gesammelt. Auch sie ist als Almosenempfängerin gestorben.

Über die spätere vermutliche Auffindung der Gebeine Bachs berichtet sein vortrefflicher Biograph Hermann Barth:

„Der alte Johannisfriedhof, wo Bach bestattet worden war, verfiel alsbald und wurde später aufgelassen, es wurde die Hospitalstraße darüber hingeführt; Bachs Grab bei der Johanniskirche wurde wie viele andere zerstört, dem Erdboden gleichgemacht und ist nicht mehr vorhanden, es blieb verschollen, man hielt es nicht der Mühe würdig, sich des größten deutschen Tonmeisters zu erinnern; der Straßenverkehr wälzte sich darüber hin.

1885 suchte man alte Sünden wieder gutzumachen, indem man eine Gedenktafel an der südlichen Mauer der Johanniskirche in der Gegend anbrachte, nach der hin, einer alten Überlieferung zufolge, Bachs Grabstätte gewesen sein soll.“

Als in den neunziger Jahren neue Umgrabungen vorgenommen wurden, stellte man abermals Nachforschungen an. Von drei eichenen Särgen enthielt einer die gut erhaltenen Gebeine eines älteren Mannes, am Schädel fielen Sonderbarkeiten auf, der berühmte Anatom His nahm Messungen und Vergleichungen an 37 Schädeln vor, der Bildhauer Karl Seffner formte seine wundervolle Büste und man gelangte zu der Überzeugung, daß man die Gebeine Bachs gefunden haben müsse, die nun in der Johanniskirche beigesetzt wurden.

Auch in der Denkmalsfrage schneidet Leipzig übel ab. Während Eisenach und Köthen für würdige Standbilder sorgten, hat Leipzig nichts getan. Denn das bescheidene Denkmal, das in den Anlagen hinter der Thomasschule steht, hat Mendelssohn auf seine Kosten zur Ehre des großen Meisters errichten lassen!

Ein übles und trübes Kapitel ist auch die leichtfertige Verschleuderung der Noren und Manuskripte Bachs. Die Stimmen zur h-Moll-Messe, von Bachs Hand selber geschrieben, sind eines Tages bei einem Gärtner gefunden worden, der sie zum Verkleben der Pfropfreiser an Obstbäumen benutzte! Das Manuskript der drei Violinsonaten in F-Dur, a-Moll und C-Dur, das heute in der Berliner Staatsbibliothek als ein kostbarer Schatz gehütet wird, wurde unter alten, für den Butterladen bestimmten Papieren im Nachlaß eines Klavierspielers entdeckt!

Das ganze Schicksal Johann Sebastian Bachs nach seinem Tode, das Schicksal seines Leibes wie seiner Werke, kann und soll auch uns Heutigen eine ernste und eindringliche Mahnung sein, dem Künstler zu geben, was des Künstlers ist. Es findet sich kaum ein Leben, dessen Ausgang in so maßlosem Gegensatz zu der Bedeutung der Persönlichkeit sowohl wie zu der Verehrung späterer Geschlechter gestanden hätte, wie das von Bach und Mozart.

Das Gesamtschaffen Bachs, die Zahl seiner Werke ist so gewaltig, daß man auch heute nicht aus dem Staunen herauskommt, wenn man sich darein vertieft. Er hat wirklich und wahrhaftig eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben und ich verstehe sehr wohl, daß jemand ein volles Menschenalter dazu braucht, wenn er alles von ihm kennen lernen will. Seine Fruchtbarkeit war unheimlich. Schon die Orgel- und Klavierwerke bilden ein paar dicke Bände, die Suiten und Konzerte, die Sonaten und überhaupt der ganze Schatz seiner Kammermusik, die Passionen, die Motetten, die Choräle, die fünf Messen und schließlich die 215 Kantaten — es ist überwältigend!

Davon lebt nun freilich nur ein Teil im deutschen Volk, aber immerhin doch ein recht ansehnlicher. Vor allem in der Kirche und in der Hausmusik ist Bach auch ziffernmäßig tonangebend. Und das wird noch lange Zeit so bleiben, allen Atonalitätsbestrebungen zum Trotz. Denn so vieles bei Bach natürlich auch veraltet und an seine Zeit gebunden ist, so hat doch Hans Pfitzner vollkommen recht, wenn er einmal sagte: bei Bach erklängen manchmal fast alle Tonarten gleichzeitig! Seine unglaublich kühne harmonische Phantasie ist es ja auch, die gerade den modernen Musiker immer wieder anzieht und beschäftigt. Die Kunst seiner Polyphonie aber bedeutet einen musikgeschichtlichen Gipfel, der nach ihm nicht wieder erreicht worden ist und schwerlich noch einmal erreicht werden wird. „Welcher Reichtum! Welche Fülle an Kunst!“, ruft Wagner über Bachs Passionen aus. „welche Kraft, Klarheit und dennoch prunklose Reinheit sprechen aus diesen einzigen Musikwerken! In ihnen ist das ganze Wesen, der ganze Gehalt der deutschen Nation verkörpert“.

(Paul Zschorlich in der „Deutschen Zeitung“.)

Bunte Chronik

*** Der Tauchpalast der Fürsten von Agra.** In Persien, wo es immerhin noch heißer ist als bei uns, verstand man es von jeher vortrefflich, sich vor den Unbilden der heißen Witterung zu schützen. Am raffiniertesten haben es aber unstreitig die Fürsten von Agra gemacht, die sich einen gläsernen Palast bauen ließen, der auf Bohlen im Wasser schwamm und nach Belieben unter den Wasserspiegel versenkt werden konnte. Durch eine Art Kamin, der hoch genug war, um auch im versenkten Zustand über das Wasser emporzuragen, war für genügende Luftzufuhr gesorgt. Nach dem Muster dieses Tauch-Palastes ließen sich später die Großen Persiens ähnliche Hitzschutz-Vorrichtungen bauen, doch wagte niemand, es dem Fürsten von Agra gleichzutun. Andere Völker haben dieser Flucht in die Tiefe der kühlen Fluten nichts Ähnliches an die Seite zu stellen. Immerhin gibt es in China „schwebende Terrassen“, die, an Seen gelegen, weit in die Wasserfläche hinausgebaut und ebenfalls ein verhältnismäßig kühler Aufenthalt während der heißen Jahreszeit sind.

*

*** Handel mit Mordaufträgen.** In der Tschechoslowakei wird sogar mit Mordaufträgen gehandelt. Man höre: der Brauereibesitzer Helevka wollte einen reichen Onkel beerben und dang einen Feldarbeiter um 5000 Kronen. Der sollte den Onkel ermorden. Der Feldarbeiter dachte, 5000 Kronen sind ganz schön, aber ein Mord ist eine häßliche Sache. Vielleicht macht es ein anderer. Und er holte sich einen Landstreicher für 1000 Kronen. Der sollte den Onkel ermorden. Der Landstreicher dachte, ein Mord ist ein gefährlich Ding, aber 1000 Kronen sind viel Geld. Vielleicht — — — Und er fand einen Gelegenheitsarbeiter, der gleichzeitig Gelegenheitsdieb war, und bot ihm 50 Kronen. Der sollte den Onkel ermorden. Der Gelegenheitsmann dachte, ein Mord ist mir zu schwierig, und 50 Kronen sind mir zu wenig. Und er ging zu dem Onkel und deckte ihm für 1000 Kronen den ganzen Mordplan auf. Das ist ein Geschäft — das bringt noch was ein — das kann nicht ein jeder — das will verstanden sein.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.